

(Nachdruck verboten.)

16]

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Sig.

Marei ging noch nicht gleich ins Haus, sah vielmehr dem ungleichen Paare eine gute Weile nach, bis der, den es allein anging, sich wie unter einem fremden Zwang noch einmal umdrehte, worauf sie ohne Wink und Ruf zufrieden eintrat.

Die zwei hatten eine Stunde wader zu steigen und kamen fast als die ersten auf den Platz. Nur einige wenige, über die große Dichtung gleichsam verteilte Tannenriesen ragten noch tropfend himmelan. Die Brüder rings lagen zerstückt, geschunden und gespalten am Boden und hauchten langsam ihre aromatische Seele aus. Heinrich hielt in der ersten Zeit tüchtig stand; es tat ihm wohl, zu fühlen, wie die in seinen Gliedern schlummernden Kräfte zu immer regerem Leben erwachten. Er hatte sie schon gar lange nicht mehr erprobt, seine Zeit von jeher lieber über Büchern als auf Turnplätzen verthan, was ihm jetzt gewissermaßen als Sünde gegen den Erdgeist vorkam. War's nicht auch eine Lust, die Art zu schwingen, den Keil mit jedem wohlgezielten Schlag tiefer in den Block zu treiben, bis der zuguterlekt mit Spliß und Karch auseinanderbarst! Nur wenn er um die Wette mit Jörg die grobkadige Blattfäße führte, kam es zu schmachvollen Niederlagen; er mußte oft halb ohnmächtig kapitulieren, indes der Partner sich den Anschein gab, als dünke ihn die Müßigkeit kaum der Rede wert. Sei, wie schmeckte dann jeder Bissen, jeder Trunk, selbst der Branntwein, den Heinrich sonst nicht ertrug, dünkte ihm heute ein Labfall! Gegen Mittag stand die erste Ladung, fast ein Klasten stark, bereit. Auf den obersten Scheitern lag eine dicke Reifigschicht. „Damit Du weich fällst, wenn der Schlitten wirft!“ sagte Jörg, der Schalksnarr. Doch hätte der andere den Platz nun lieber nicht eingenommen, denn als er sich zu der Höllenfahrt Mut machen wollte, war der ohnehin geringe Vorrat von dieser Eigenschaft zufällig gerade aufgebraucht. Schließlich lag er oben ausgestreckt wie unterm Fallbeil; ein mattes Lächeln, ein zweideutiges: „Warum nicht gar!“ war seine Antwort auf die Frage, ob ihn am Ende schon die Angst am Wädel habe. Auf der glatten Bahn angekommen, warf Jörg die Reine ab, packte die Hörner und brachte den Schlitten mit drei Säßen in Schwung, wonach er, einen Fuß vor den anderen setzend, sich der mächtig stoßenden Last entgegenstemmte. Fast lautlos kausie die tolle Fuhre dahin und nur, wenn eine Rinne kam, machte der Schlitten mit samt dem Venker einen lustigen Sopsen, der hingegen dem Passagier jedesmal ein umsturzbanges „Soppla“ entlockte. Noch schlimmer war's mit den Kurven, wenn sich Jörg plötzlich mit aller Wucht auf eine Seite warf und die Fuhre scharf herumriß, so daß der unfreiwillige Bauchtänzer beinahe ins Rollen geriet und die Reine in der Luft krampfhaft als Höhensteuer gebrauchte. Mit heiler Haut, nassen Waden und steifen Gliedern unten angekommen, hatte er noch die Redheit, zu behaupten: „Das war beim Eid die großartigste Schlittenpartie meines Lebens!“

Nach dem Abladen traten sie, um notdürftig aufzutauen, einen Moment in die Stube. Marei war gerade dabei, den Christbaum zu schmücken. Da fiel Heinrich wie zum Hohn die goldene Brosche ein, die er seit einigen Tagen für Elisabeth in der Kommode verwahrte. Und alsbald hatte wieder ein Teufel über ihn Gewalt mitsamt den Tüden von Sah und Neu, die er sich droben im Walde solange mit Art und Säge vom Leib zu halten vermochte! Die stärkeren Gefühle des Eroberers, der Uebertwindung aller Hindernisse entbehrten der Standhaftigkeit in dieser gehezten, brünstigen Seele, die so oft schon lahm und wund von ihren Höhenflügen zurückkehrte. Auch jetzt hatte er nur noch ein Bedürfnis: sich, wie's gerade kam, einzuspinnen in jegliches Behagen seines Alltags, seiner nächsten Umgebung. So war Heinrich Anderegg. Leicht begeistert, schnell verzagt — ein Held im Morgenrot, ein Bettler oder Brigant im Abendgrauen.

„Da fällt mir ein — wegen heut abend — ich muß ja noch nach Treustadt!“ sagte er zu Jörg, als dieser schon die Tür aufmachte.

Marei horchte auf und wußte gleich, woran jener dachte. „Gelt, Du hast schon die Fesen voll!“ machte der Große halb höhnisch, halb enttäuscht.

„Ein paar Sachen unter den Baum habe ich hosen wollen! Eigentlich weiß ich ja selber nicht, was!“ erwiderte Heinrich mit durchscheinender Absicht.

Da nahm sich Marei ein Herz und erbot sich frei, wenn es sein könnte, auf der Stelle für ihn hinzuzufahren.

„So komm denn bald nach!“ sagte Jörg im Abgehen.

Die zwei allein in der Stube Zurückgebliebenen kämpften jedes einen harten Kampf. Sie erkannte den guten Augenblick. Der dort zaudernd am Ofen stand und sich den Rücken rieb, war ihr schon wieder mit Haut und Haar verfallen! Recht ein Kind des Augenblicks, ganz den natürlichen Trieben preisgegeben —, so mußte er sein und bleiben, wenn sie mit ihm ans Ziel gelangen sollte. Langsam stand sie auf, seines Bescheidens gewärtig.

In der Tat fühlte der junge Mann, daß er ihrer sanft harrenden Bereitschaft nicht einen Tag lang widerstehen konnte. Sie zog ihn an wie die Schlange den Frosch. Und mit der stolzen Braut war auch das Ideal der Enthaltbarkeit von ihm gewichen; es hatte die Regenbogenfarben verloren und galt ihm nur noch als lächerlicher Popanz. Wozu gut?

„Wie kommt's denn überhaupt, daß Du da bist und nicht im Geschäft!“ herrschte er sie, ihre Frage nicht beachtend, in anmaßlichem Tone an und stellte sich, wie wenn er ihr gleich zu Leibe gehen wollte. Für Marei war das jedoch ein Rausch des Entzündens ohne gleichen, der jede noch so stürmische Dieblosung übertraf. Sie hielt sich mit einer Hand am Tisch und gab sich ihrerseits wie ein schuldbewusstes Kind, das eine harte Strafe gewärtigt.

„Es ist, weil ich von jetzt an daheim bleiben möchte. Ich lass' mir Nachschickware schicken. Dabei kann ich noch mehr verdienen als im Geschäft!“ begann sie stockend, furchtsam zu sprechen, indes sie mit dem Zeigefinger allerlei sinnlose Figuren beschrieb.

Dann geschah ein jäher Uebergang.

„Weißt Du, was Dir eigentlich gehörte?“ Er trat dicht an sie heran und packte sie genau so, wie sie's gestern abend an der gleichen Stelle mit ihm gemacht hatte. Dagegen sank sie demütig nieder, umfakte seine Knie und preßte stöhnend eine Schläfe dagegen: „Schlag mich —, soviel Du willst. Aber vergib mir, Heinrich. Ach, vergib mir!“

Es war kein Körnchen Wahrheit mehr in beider Tun. Ihre Sinne strebten sich unaufhaltsam zu, die zwei Wochen der Trennung hatten nichts weniger als Abkühlung erzeugt. Nur unter schmerzlichem Verzicht gelang es ihm, den Schein des Jorns, der Antipathie noch eine Weile zu wahren, bis sie genügend gemammert und gebettet hatte. O wenn er gewußt hätte, wie leicht sie sein Spiel durchschaute! Aber stören mochte sie es dennoch nicht. Es war weit besser für sie, wenn er nicht zu sehr vor ihr erröten mußte! Darum ließ sie schnell wieder von ihm ab. Nur keine plumpen Eiselbrüden! Von nun an — soviel wußte Marei — brauchte sie nicht mehr in ihrer Kammer zu frieren. Und die Zeit einer ehrbaren Gemeinschaft konnte jetzt auch nicht mehr ferne sein.

Nach langem, gestaltungsreichem Schweigen legte Heinrich den Kommodenschlüssel auf den Tisch.

„Meinetwegen — wenn Du also gehen willst — nimm vierzig oder fünfzig Frank mit. Du wirst ja wissen, was Vater und Mutter am besten brauchen können. Für Jörg ist schon gesorgt und — für Dich auch!“ sagte er zuletzt und floh darauf mehr vor sich selbst als vor ihr, die sich im siebenten Himmel wähnte und ihm nur allzugern an den Hals geflogen wäre! —

Es wird wohl so das Ros aller bedrängten Jugend sein, die nicht weiß, wo sie sich anders betten kann, ihr Götter! warf er unterwegs auch die letzten Zweifel zum Tempel hinaus. Am Ende — was half's, die Vegetarier unterdrücken? Sie konnten sich rächen, die Lebensäfte vergiften und die Willenskraft im selben Maß verwirren, hintanhalten, als

Ausweichungen sie zerstört! Lieber blindlings hindurch,
als feufzend vorüber. Einer hatte es offen ausgesprochen:

Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwichte, ließ ich ziehn —

(Fortsetzung folgt.)

Die ewigen Arbeiter.

Eine soziale Wanderung von Kurt Eisner.

I.

Die Tragödie der großen Masse, der namenlos Vorübergehenden, Vorübergewesenen, lebt und vollendet sich in der toten Ware, die allen Glanz dieses Daseins ermöglicht. Die blutige Runenschrift der Waren entziffern, heißt die Bedingungen unseres gesellschaftlichen Daseins erkennen. Geronnene Tränen, geschliffene Seufzer, verwebte Lungen, zerhämmeretes Hirn, das sind die gesellschaftlichen Elemente, die sich unsichtbar mit den natürlichen Stoffen und der kunstfertigen menschlichen Weisheit verbinden. Und je heller die Ware schimmert, desto dunkler ist die Höhle, in der sie geboren ward. Gabe es ein Gesetz, das den Käufer verpflichtet, jeder Ware einen Ursprungszettel beizugeben, in der die soziale Zeugungsgeschichte des Gegenstandes wahrheitsgetreu verzeichnet ist, die verhärtete Menschheit würde diese Urkunde nicht ertragen.

Der grausamste Spiegel aber menschlicher Not, die zur Ware wird, ist der Spiegel. Wenn er sich selbst bespiegeln könnte, wenn er wiedergäbe, nicht was vor ihm sieht und das Echo seiner Eitelkeit zu hören begehrt, sondern wenn in ihm das Bild, die Bilder seiner Entstehung sichtbar würden, das hellste Kristallglas würde in grauenhaften Blutflecken erblinden. Eine Leidensstation des Spiegels hat vor Jahren Bruno Schönlanke der entleerten Öffentlichkeit geschildert: die menschenstreffenden Quecksilberbeleg-Anstalten in Fürth. Aber das ist nur eine Station. Von Anbeginn bis zu Ende, von der Herstellung des ersten Rohprodukts bis zur letzten Veredelung wandert der Spiegel in wirren Kreuz- und Quersügen von Not zu Not. Alle Sinnlosigkeit und alle Qual der kapitalistischen Verfassung häufen sich in diesem schimmernden Glas, das dann den Selbstgenuß der Schönheit zeugt. Von Feuer zum Wasser und vom Wasser zum Feuer wandert das Produkt, und indem in ihm die Spuren der Unzulänglichkeit des Stoffes bis zum letzten Rest getilgt werden, schleppi es rastlos häufend mit sich die Male gemarteter und zerbrochener Menschentum. In der Oberpfalz am bayerischen Wald, fernab von den großen Heerstrassen, beginnt das Leben des Spiegels. In der Höllenglut der Glashütten opfern Menschen ihre Lungen, um das rohe Spiegelglas zu blasen. Zwar liebt man wohl im Konversations-Lexikon, daß die schon 1688 erfundene Glasgießerei das Blasen der Spiegelscheiben vollständig verdrängt habe, aber die Lungen von Menschen sind immer noch die billigsten Maschinen und so wird in der Oberpfalz das Spiegelglas eben immer noch geblasen. Die glühende Masse, die der Glasmacher durch die Pfeife hin- und herschwingend mit dem Munde aufbläst, wiegt bis zu 80 Pfund und die Fertigkeit, die er anwenden muß, um den Hals der Niesenflasche abzusprengen, die so entstehende Röhre zu spalten und sie dann in Blammen flach zu walzen, ist für den Zuschauer unfaßbar. Dann wandert das rohe Glas in die Schleif- und Polieranstalten, die die Flußtäler des bayerischen Waldes besiedeln. Das Glendkind des rauhen Waldes kommt dann in die rauchige Stidluft von Fürth. Auch hier wandert das Glas noch durch manche Hände, bis die Veredelung vollendet ist. Unablässig rinnt das Wasser über die Hände des Arbeiters, der in den Polier- und Facettieranstalten die Kanten anschleift, die Hände schwellen auf wie Leichenhände, aber der Arbeiter achtet des nicht; mit gespanntem Körper und starrem Blick, unermüdblich zwingt er dem spröden Glas die Facetten ab. Drüben, ein paar Straßen weiter, hat wieder das Feuer die Herrschaft, hier erhält der Spiegel seine Seele, den Metallbelag. Seit Schönlanke's Schrift sind die Fabriken, die Quecksilber benutzen, bis auf zwei ausgestorben. Das Gewissen hat sich seitdem beruhigt. Aber es ist trotzdem kaum viel besser geworden, denn nun müssen Arbeiterinnen in lähmender dummer Hitze, in Sommer und Winter überwärmt in Räumen, die Luft voll ähender Dämpfe, 12 Stunden lang die Silberlösung auf das Glas bringen. Kein Luftzug ist zulässig, denn er würde schwarze Flecken in den Gang wehen. Mädchen von 16 Jahren verlieren in dieser Temperatur von 35 Grad und mehr schnell ihre Jugend, und Greisinnen mit 60 Jahren, den verrunzelten Körper notdürftig bekleidet, mühen sich gleichmütig, stumpf und längt hoffnungslos geworden über derselben Arbeit, in der sich schon ihr Tod spiegelt. Ich war in einer der besteingerichteten dieser Fürther Spiegelanstalten; die kurze Zeit meines Aufenthaltes genügte, um mich für ein paar Tage meiner Stimmittel zu berauben. . . . Nun aber folgt auch die Tragödie, das freche Satirspiel. In der Veredelung des Glases gehen all die fleißigen Arbeiter zugrunde. Wenn aber der Spiegel fertig ist, wenn gar nichts mehr an ihm gearbeitet wird, dann veredeln sich

plötzlich die Menschen, die mit ihm zu tun haben. Der Spiegel, der mit dem Hunger genährt wurde, solange an ihm gearbeitet wurde, beginnt auf einmal Gold zu heken, nachdem die Arbeit abgeschlossen ist. Die Menschen werden Millionäre, Kommerzrentäre, geheime Kommerzrentäre, sogar Wohlthäter der Menschheit, stiften patriotische Denkmäler und fühlen sich als Herren der Welt.

In der Tat: der Spiegel ist die Ansammlung aller denkbaren kapitalistischen Monstrositäten. Die längsten Arbeitszeiten kuppeln sich mit den niedrigsten Löhnen. Der Raubbau der Affordarbeit wuchert auf allen Leidensstationen seiner Herstellung. Die Arbeitsleistung, die den Menschen zur Maschine macht, ist bis in die feinsten Verästelungen durchgeführt. Ein vielfaches, kompliziertes tüdishes Zwischenmeisterstystem, das einzelne Leute bereichert, drückt schwer auf die Löhne der Arbeit. Die Arbeit selbst wird hin und her geworfen zwischen toller Ueberarbeit und unfreiwilligem Feiern: wenn die Wahe zu viel oder zu wenig Wasser haben oder wenn auf dem Markt Krise herrscht. Auf dem ganzen Wege wird nirgends unter gefunden, nicht einmal unter erträglichen Verhältnissen gearbeitet. Uebergroße Hitze wechselt mit verheerender Kälte und Nässe. Weizender Staub, quälende Dämpfe, verfaulte Luft verbreiten Krankheiten. Nirgends Schutz gegen gefährliche Unfälle. Schon die früheste Jugend wird in diesem Malstrom verhängender Arbeit hineingerissen, die Frauen werden noch schlimmer und schneller zerstört als die Männer und selbst die verbotene Kinderarbeit blüht insgeheim und unausrottbar noch fort. Der aber, der endlich diese ungeheure Ernte des Todes in Geld ummünzt, leistet nicht einmal die organisatorische Arbeit des Unternehmertums. Es ist der Exporteur, der Händler, der die Saat mäht. Er leistet nicht nur gar nichts zur Herstellung des Produkts, er ist sogar befreit von aller kapitalistischen Verantwortung und jedem finanziellen Risiko. Diese Unternehmerintelligenz besteht darin, daß sie ohne jede eigene Leistung den höchsten Gewinn erzielt. Während die Arbeiter durch eine feindselige gemeinsame Haftpflicht aneinandergelettet sind, während sie — und zum Teil auch die kleinen Zwischenmeister oder Zwischenfabrikanten — die ganze Verantwortung auch für die möglichst große Produktivität der Arbeit auf sich nehmen, während einer den anderen in seiner Arbeit kontrolliert, weil nicht nur mizratene Ware von dem Arbeiter erseht werden muß, sondern weil auch jede Puscherei eines Gliedes in der Kette alle in der Teilarbeit folgende Glieder in ihrer Leistungs- und Verdienfähigkeit vermindert — bedarf der Kaufmann, der am Schluß erntet, was die anderen gesät haben, nur eines Hauptbuches und eines Geldschranks. Gerade in diesem System, wo nicht der Arbeiter und auch nicht der Fabrikant, sondern der Exporteur der Ausbeuter ist, entblößt sich sinnfällig und unentschuldbar der Aberwitz einer Gesellschaftsordnung, in der zugrunde geht, wer die Güter der Gesellschaft mit seinem ganzen Leben verantwortet, wo gebietet und emporsteigt, wer verantwortungslos nur die Arbeit der anderen rafft.

Von einer Station nun des Spiegelmarthiums möchte ich einiges erzählen, von Zuständen, wie man sie in Deutschland nicht für möglich halten sollte, und die radikal zu ändern eine unaufschiebbare Aufgabe der Gesetzgebung ist. Ich will von den „ewigen Arbeitern“ in den Schleif- und Polierwerken des bayerischen Waldes reden, den „ewigen Arbeitern“, wie sie sprichwörtlich genannt werden, weil sie in Wahrheit niemals zur Ruhe kommen, solange sie arbeitsfähig sind, das heißt zumeist: bis sie das Grab umfängt.

Neue Erzählliteratur.

Bruno Wille: Die Abendburg. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) Chronika eines Goldsuchers in zwölf Abenteuern nennt sich dieser Roman, der zum Jubiläum des „Universums“ vom Verlag Philipp Reclam mit dem stattlichen Preis von 30 000 M. gekrönt wurde. Preisgekrönte Dramen und Romane haben uns schon oft eine rechte Ernüchterung bereitet. Hier darf man sich aber einmal aus ganzem Herzen freuen, denn ein deutsches Buch im allerbesten Sinne führt den Leser wieder einmal in das romantische Land, darinnen die geheimnisvollen Märchen, die bunten Rätsel blühen. Wer am Neukeren liebt, wird den Roman unter die historischen reihen, denn die Ereignisse des dreißigjährigen Kriegs umgeben die Begebenheiten, der Untergang der Wallensteiner, Magdeburgs Zerstörung gibt den dunklen Hintergrund zur frei erfundenen Fabel. Doch es ist keine mühsam zitierte Historia. Bruno Wille zeigte in seinen früheren Büchern Vorliebe fürs Didaktische und Lust zu spiritisieren. Nun hat er die Lust zu fabulieren gefunden und sich zu künstlerischer Gestaltung frei gemacht. Von der Magie des Goldes handelt die Kapitel, die im alten, glücklich beherrschten Chronikstil selbstam lebendige Geschehnisse berichten. Martinus Tilefius erzählt seine Geschichte, wie er ausging, um den Goldschatz zu heben, der in der Abendburg verborgen liegen soll. Die Abendburg ist ein Gebilde von steinernem Geröll, Sonntagskinder sehen in ihm die Märchenburg mit glänzenden Lichtern und goldenen Sälen, umspielt vom Sagenzauber des schlesischen Niesengebirges. Tilefius gewinnt den Schatz, allein wie er das Gold in Glid umlegen will, wird ihm die Ohnmacht des gleibenden Hortes offenbar. Den Menschen seiner Heimat möchte er Erlösung bringen, doch Enttäuschungen nur muß er erleben. Das Gold vermag kein Wunder zu vollbringen, daß den Leidenden, Glucks-

sehnächtigen der wahre Frieden werde. Da wenden sich des Schöpfergräbers Sinne nach innen, wir blicken in die Geistesstiefen einer Kämpferseele. Aus dem Goldsücker wird ein Gottlucher. Die Schöpferische Notivastel könnte über den Wirren von Sileus' ringender Seele stehen: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die Du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion.“ Auch der alte Kirchenglaube ruft das Wunder der Erlösung nicht herbei. So kristallisiert sich Willes' Kunst zu einer heiligen Mystik. Aus tiefen Brunnen der besetzten Natur rauscht dem Irrenden das Läuterungslied, die neue Religion herauf. Sileus' wildes Verlangen wird gebändigt, sein ungestümes Herz still und resigniert. Und mit der reisenden Abgesandten zieht Ruhe in seine Seele. Willes' Abendzug ist keines der heute üblichen Entwicklungsbücher. Es ist ein Weibnachtsbuch, ein echtes Feiertagsbuch, das hinausführt über blühende Wege deutschen Waldes und Gebirges, über bunte Abenteuer, Märchenpoesie und throsophischen Zeichen in die blauen Fernen, vor deren Leuchten der Alltag versinkt.

Wilhelm Balloth: Der neue Heiland; Moderner Roman. (Sue-Verlag, Jüngerheim a. d. Bergstraße.) Balloth, der einst mit Conrad, Bleibtreu, Conradi u. a. an der Spitze der realistischen Revolutionäre aus den 80er Jahren steht, ist heute ziemlich vergessen. Aus dem Oppositionsmann und Tendenzler von damals ist inzwischen ein Ideologe geworden. Aber ein milder, skeptischer Ideologe ohne die Kraft des Glaubens an seine eigenen Ideen, Reflektionen, Kulturformen. Ein resignierter und talblütiger Beleuchter des Sinnlichen und Ueberfinnlichen, ein seelisch Ausgebrannter, der aus der Gegenwart, die ihm verrät und lächerlich erscheint, sich mit den letzten Fasern seiner Empfindung in die rekonstruierte Welt antiker Daseinsfreude, Schönheit und genusskräftiger Primitivität versenkt. Als ein zwiespältiger Zeitstreitling und Einsamer steht Balloth auch in seinem religiösen Ideenroman: Der neue Heiland vor uns. Der Münchener Student Karl Jörn wird durch eine Familienkatastrophe sozial enturzelt. Der Entgleiserte taucht aus den Tiefen des großstädtischen Sumpfes als ein neuer Gottsucher und Sektengründer auf. Es ist interessant, gerade noch Willes' Buch mit ähnlichen Grundidee, hier den Unterschied der Persönlichkeit beider Dichter Seite um Seite spüren zu können. Bei Willes die starke Güte, die gefestigte Lebensliebe, die ruhige Klarheit, bei Balloth die Zerrissenheit, der taumelnde Pessimismus, die zerschneidende Bitterkeit. Mit Hilfe einer Jugendgeliebten, die inzwischen zur Kommerziantin avanciert ist und zwischen idealer Hingabe an den neuen Heiland mit schönem Christusbart und materiellem Gemühen bei dem fetten eheherrlichen Prozen hin und her schwankt, gründet der exaltierte Bohemien eine Sekte nach dem Muster der Neuen Gemeinschaft am Schlächtensee unseligen Andenkens. Der Ausgang dieser Utopie auf der Basis einer freien Vernunft- und Naturreligion ist derselbe: Triumph des Unzulänglichen. Karl Jörn verfällt zuletzt aus medizinischen Gründen — er hat nie ein Weib berührt — in religiösen Wahnsinn und kreuzigt sich selbst im Park der Jugendfreundin. Allerhand krause Episoden machen das Buch nicht erquicklicher, das auch im sprachlichen Stil wenig gezüchtet ist.

Kurt Martens: Drei Novellen von Adeligem Lust. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Von dieser Novellen-sammlung wurden dreißig Exemplare auf Büttenpapier gedruckt und vom Verfasser gezeichnet. Diese schöne Kesthetensitte gehört auch mit zur „adeligen Lust“. Sicher ist, daß, wer auf geschöpftem Papier drucken läßt, noch lange kein Schöpfer von Meisterwerken ist. So kann ich auch Kurt Martens, wenngleich er sich den Erlesenheitsstempel aufzudrücken bemüht, nicht zu den Erlesenen zählen. Es wäre immerhin etwas, wenn er zu den Gelesenen gehört. Doch sein Kreis wird stets ein beschränkter bleiben. Es ist nicht jedermanns Sache, immer in der Welt der Kultursüchtigen zu leben. Die Kulturkraft, so wie sie sich in den „heraus-geseimelten“ Kesthetenbüchern blüht, ist schließlich ebenso eine Krankheit wie jede andere. Martens' Büchern fehlt das absolute Gewicht, sie haben nur Spezialistenwert. Er ist löblicherweise kein Tendenzschreiber, aber in ängstlicher Vermeidung aller Plebezügen wird er affektiert. Möchte gern hin zu der Kulturichwelgerei eines Huhsmans, mißt sich krampfhaft um den vornehmen Stil eines Thomas Mann und wirkt doch in seiner auffälligen Betonung von Ausdrücken aus der Sphäre der sogenannten Aristokratie, im Kreisen um Sondergenüsse, im stilisierten Gehaben mit „adeligen Lüsten“ etwas als Literaturparvenü. Dieses immer sühbare Parvenütum stört mir auch den Genuß an den ganz nett erfundenen Novellen, die der Phantasie des Autors ein hübsches Zeugnis ausstellen. Die erste Geschichte von einem Eagliostro des Lebens und der Lust hat etwas an Boccaccio abgefärbt, über die letztere von einer „höheren“ Freudenpendlerin weht ein Geruch Schwabingerium (man muß die Geschichte dieser Münchener Spezies erst noch schreiben), zur mittleren Erzählung aber vom Raffinement ebenso genüßgieriger wie genüßverdrossener adeliger Tagesliebe kommt noch ein gut Teil Ungefundheit. Die Liga der literarischen Feindmeder, oft genug darf man sie mit Snobs übersehen, wird freilich eine ganze Liste der Vorzüge herausfinden, die Martens' Buch zieren.

Emil Masnussen: Der kalte Gros. Roman aus der römischen Campagna. (Verlag von Ugel Junder, Stuttgart.) Ein

wildes buntschillerndes Buch, das der leidenschaftliche Däne seinem sizilianischen Roman Mafia folgen läßt. Römische Landschaft, Stimmungen voll brennender Farbenpracht, ein klargezeichnetes Kulturbild des degenerierten römischen Hochadels, das sozial-ökonomische Problem der Entwässerung und Bebauung der Malaria-durchseuchten pontinischen Sumpf-Campagna, reizvolle Feinstichen in die klassische Vergangenheit des sagenbevölkerten Landstriches des Colstergebirges und des alten Ostium, vor allem aber die Liebe, die Liebe als zartes Mysterium und als Mystifikation, als brutal lasziver Geschlechtsakt in raffinierten Variationen: das sind die Themen, die hier der Dichter in einer kultivierten, an d'Annunzio und Jensen gebildeten, mit Schönheit und realistischer Kraft geschwängerten Sprache durcheinanderflücht. Die Seele der wahren Campagna, ihre Geschichte und ihre geologische Entwicklung unter der faulen Latitundewirtschaft römischer Magnaten wird aufgedeckt, ohne Kulissen und Malerstaffage wird das Hundebaine der ausgebeuteten Campagnahäuser geschildert. Der nationale Schimpf, daß Rom immer noch inmitten einer lebensgefährlichen, siebererfüllten Steppe liegt, tritt in seiner ganzen Bedeutung zutage. Wie eine Sumpfbloome erwächst auf diesem Miasmenboden das raffinierte kranke Liebesleben eines römischen Wollüstlings und Deladenten, des Fürsten Mansio, der mit seiner heftigen Brunnst zwei blonde Nordlandsfinder zerstört. Ein Kapitel von besonders intimen Reiz ist die Abhandlung des erfahrenen Frauenarztes Dr. Hawis über den kalten, den ungesundeten, den kranken Gros, über die Kunst des großen Verführers, die aus Marmorstatuen entzündete Weiber macht. Ein Buch reich an seelischen Tiefbohrungen, aber auch an Ekel über Menschliches-Allzumenschliches.

Carlott Gottfried Reuling: Quellen im Sande. Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin. Unter dem gesuchten Titel verbirgt sich eine simple Eheirungs-geschichte, die den bekannnten Verfasser des Schauspiel: Der Mann im Schatten als Unterhaltungsschriftsteller von mittleren Qualitäten erkennen läßt. Zwei unglückliche Ehen veruchte Reuling psychologisch aufzuklären und das notwendige Scheitern der Glückshoffnung aus Erziehungs- und Temperamentsursachen zur erklären. Der lebensfrische, gesunde Gutsbesitzer Jochen ist an die kalte Luise geipannt, die aus kleinbürgerlicher Erziehung prude wird und dem Manne die Liebe verjagt, da sie nicht mehr Mutter werden kann. Legitime Ketten verbinden den feig-brutalen Egoisten und Widerwurm Dr. Böhm mit der warmherzigen Me. Die Herzenskonflikte schlagen überquer aus. Ueber die Herzenskonflikte aber siegt das Pflichtbewußtsein. Die beiden feinklichen Temperamente, der Gutsbesitzer und Frau Ilse bleiben am Ende jeder im falsch zusammengespalteten Joch. Rahmen teils Berlin, teils Spreewald. Die Großstadt ist konventionell gesehen, mit den Augen des Jägers und Waldläufers die Landschaft. Im Nebenamt erscheint ein Regierungsrat, der uns als Sprachrohr einer sozialen Schicht, nämlich der torresten Lebewelt, interessiert. Scheidung und Sozialdemokrat ist ihm identisch. Der Bourgeois sanktioniert die legale Eheprostitution. Reulings Stoff balanciert auf der Oberfläche, die Lebensläge wird im Konversationston geplaudert, doch vermeidet es glücklich die Langeweile, und das ist auch etwas.

Hermann Bahr: Druht. (Verlag von S. Fischer, Berlin.) Bahr scheint seine höhere Mission, die er beim Erscheinen der Wahl verstandete, in diesem interessanten Plauderroman ganz vergessen zu haben. Er versprach einen Romanzklus von „gesteigerten Menschheitstypen“ und nun bringt er uns einen zum Amüsierbuch ausgewachsenen Gerichtsfall. Man erinnert sich des tragischen Schicksals eines österreichischen Bezirkshauptmanns, dem die Ehe mit einer bigamistischen Abenteuerin den Untergang brachte. Dieses traurige Beispiel einer bornierten Massenmoral verarbeitet der Autor, den das Sensationelle immer am meisten anzog, zu einer mit aller Pilanterie und sprudelndem Leben ausgestatteten Liebesgeschichte und einem theaterwürdigen Ende der schönen Verführerin einerseits und zu einer politischen Satire andererseits. Das heißt, aus dieser Verquickung soll das „Typische“ herauspringen, so etwas wie eine Verkörperung von Philistergeist und Servilismus in österreichischen Landen. Und Bahrs Verleger nennt das Wandelpanorama von bürokratischen Hampelmännern, demagogischen Hegern, geschäftigen Kleingeirnen und devoten Liebedienern den „ersten großen politischen Roman, der in Oesterreich geschrieben worden ist“. Nun, wer Bahrs Art kennt, weiß, daß für die großen Büge eines politischen Romans sein Effektil zu kurzatmig, sein Ernst zu leicht und seine Ironie zu billig ist. Er kann um kleinen faszinieren, hat den Reiz des Moments und versteht es, die Dinge mit beweglicher Grazie zu begeistern. Nehmen wir daher den Roman für das, was er ist: Für eine flott-geschriebene Zeitvertreibs-Lektüre, in der ein feintletonistischer Geist mit Eleganz, weiligem Wit und Kurzweil ein bissel sentimental, ein bissel genial und ein bissel banal plauscht, aber die ideale Pose mit Kunst zu wahren versteht.

Karl Eugen Schmidt: Künstler und Knoten. Verlag von Max Lande, Berlin. Der Paris'r Feuilletonist ist unter die Dichter gegangen und erzählt uns eine Geschichte, wie man ein berühmter Maler wird. Oder sage ich lieber, er ist unter die Moralisten gegangen? Es würde beides stimmen. Denn in seiner Enthüllung eines streberhaften Subjektes mit etwas Talent und viel

Arieherei bis auf die Nacktheit des brutalsten Industrierittertums zeigt der Autor die plastische Kraft eines Gestaltenden und ein ästhetisches Formgefühl, auf der anderen Seite aber wird sein Roman geradezu zur sittlichen Lat. Die Kunstzustände in Paris — ... in Paris? — mit ihrer Sippengewirtschaft, Marktstreuerei, dem blauen Dunst der zu Größen hinaufreklamten Vorgianaturen, ihrem unläuteren Agentenwesen und dem ganzen plumpen oder raffinierten Publikumsbetrug gleichen einem Angiastall. Der Reingier wäre wirklich an der Zeit, Eugen Schmidt hat nun alle die faulen Dinge im Staate Malerei (man darf dem Fachmann sicherlich glauben) zusammengetragen und sie in der Geschichte seines Karrierejägers ins Licht der Öffentlichkeit gerückt. Dieser Charakterlump in Folio, der sich vom kleinen Atelierlicht zum berühmten Tagesgestirn mit fürstlichen Einkünften hinaufwedelnde Maler Paul Seger wird zum Repräsentanten einer ganzen Klasse von Menschen. Der Ellenbogenmenschen, die, wenn's der Vorteil will, sich auch in Schweitwedler und Kagenbuckler verwandeln und deren Strebertum alle jehuitischen Hilfsmittel zur Vorphieglung echter Künstlerschaft und zum Aufstieg in die Gesellschaft strupellos zur Hand hat. Der traurige Heiß ist ein Blender, ein Empor„sinker“. „Ja der Malerei gibt es Künstler und Knoten und damit sind wir fertig“ hat Moriz von Schwind gesagt. Dem Knoten Paul Seger sind nun zum schärferen Kontrast auch eine Reihe anständiger Künstler gegenübergestellt, deren wohlgeratener Typ der Bildhauer Krieter ist. Und dieser Rechtschaffene vollstreckt für seine ganze Gemeinde der Ehrlichen zuletzt am Glücksritter Seger die Lynchjustiz: er gibt ihm eine schallende, vom Herzen kommende Ohrfeige. Leider wird durch solche befreiende Tat in der Wirklichkeit nicht viel geändert. Die Weltverbesserung in Romanform hat noch nicht viel Nebel abgeschafft. Darum hat man den Wunsch, wenn man mit dem ethisch ergrimmten Autor durch seine anregend und lebendig geschriebene Geschichte gegangen ist, sich an der feinen Art der Beobachtung und Veranschaulichung gefreut hat, daß vom psychologischen Teil seines Absichtenbuches der soziale Teil noch einmal in der sachlichen Form objektiven Materials zu den Akten gegeben werden möge. S. B.

Kleines feuilleton.

Pariser Hungertage. In der Pariser „Revue“ schildert Franz Schloesser an der Hand eines von einem Gasthauskoch geführten Tagebuchs die Hungersnot während der Belagerung im Winter 1870/71 und die verzweifeltsten Bemühungen der französischen Kochkunst, sie zu mildern. Gleich in den ersten Tagen der Belagerung stiegen die Lebensmittelpreise zu einer Höhe, die Agrarierherzen mit Wonne erfüllen würde. Brot wurde immer feltener und war schließlich überhaupt kaum zu haben. Ein halbes Laib Schweizerkäse, den ein Unbekannter einmal um 11 Uhr nachts unter seinem Mantel verborgen, wurde von dem erwähnten Koch um 32 Fr. gekauft. Dieser machte in der ersten Periode der Belagerung auch einen glücklichen Spekulationskauf. Er erwarb 2500 Eier zur Konservierung. Zwei Monate später verkaufte sie das Restaurant zu 1,50 Fr. das Stück. Ein Einkaufsstarif nennt folgende Preise: Ein Huhn 26 Fr., ein Kaninchen 26 Fr., ein Truthahn 60 Fr., eine Gans 45 Fr., ein Blumenkohl 8 Fr., Grünkohl 4 Fr., weiter ein Hund 2 Fr. das Pfund, eine abgezogene Kaye 6 Fr., eine Matke 1 Fr., eine große Kanakratte 1,50 Fr. Denn auch diese ungewöhnlichen Speisen zierten jetzt die Gasthauslatten. Im Anfang hatte sie wohl die Schamhaftigkeit der Menüsartenredakteure als „Bildpret“ vorgestellt; mit der Zeit aber machte die bellende Wirklichkeit des Hungers dabei fromme Lügen überflüssig. Wunte Töne verliehen dem Menu der vornehmen Restaurants die erotischen, aus den beiden zoologischen Gärten geholten Gerichte. Das besonders geschätzte K ä n g u r u h, von dem das Pfund 12 Fr. kostete, der B ä r — der aus dem Jardin des Plantes wurde am 27. Dezember um 200 Fr. verkauft —, der E l e f a n t usw. Daß die reichen Leute trotzdem nicht Hunger litten, ist selbstverständlich. Für sie bedeutete die Belagerung für die Ernährung nur einen Aufzug der Tafel mit etwas bizarren Speisen. Besondere Entbehrungskraft erforderte der patriotische Widerstand von den mit Glücksgütern Gesegneten nicht. Wenn sich aber schon das mittlere Bürgerthum mit derartigen und manchmal recht verdächtigen Speisen begnügen mußte, war die Hungersnot des Kleinbürgerthums und des Proletariats, dessen männliche Angehörigen dazu den erschöpfenden Dienst in der Nationalgarde mitzumachen hatten, entsetzlich. Milch war nur für Besitzende erschwänglich. 1 Frank kostete der halbe Liter, die Butter aber 25 Frank das Pfund, sie war aber obendrein so selten, daß die Händler immer nur einen ganz kleinen Happen auf einer Drehscheibe ins Auslagensfenster stellten und schon damit riesige Ansammlungen von bewundernden und notgedrungen verzichtenden Zuschauern hervorriefen. Und dennoch gab es in dieser Zeit Leute in Paris, die sich gar nichts, auch nicht den gewohnten Rindsbraten abgeben ließen. Am 18. Januar, zehn Tage vor dem Waffenstillstand, trägt unser Koch in sein Buch ein: „Wir haben h o r n w i e h in einem Kloster entdeckt! Die Oberin verkaufte uns einen Ochsen von Extraqualität. Die Rippen hatten fünf Zentimeter Sped!“ Daß die Kirche nicht nur einen guten Magen,

sondern auch einen guten Gaumen hat, ist bekannt. Die Erfahrung des Kochs aber zeigt, daß die frommen Klosterfrauen, ungelehrt von der bittersten Not Hunderttausender, sich das Unglück der Nation durch ungestörte leibliche Genüsse erträglich zu machen verstanden haben.

Geographisches.

Die alte Landverbindung zwischen Europa und Amerika. Die Vorstellung, daß Europa und Nordamerika früher durch eine breite Landbrücke miteinander verbunden gewesen seien, mag für Leute, die sich nie mit den Ergebnissen geologischer Forschungen beschäftigt haben, etwas sehr Wunderbares an sich tragen. Eigentlich muß aber im Gegenteile gesagt werden, daß es viel wunderbarer wäre, wenn diese beiden Erdteile stets voneinander getrennt gewesen wären. Obgleich nach den neuen Forschungen anzunehmen ist, daß die Lage der Weltmeere wenigstens in den späteren Epochen der Erdgeschichte ungefähr die gleichen Gebiete innegehalten hat, so sind noch große Schwankungen mit der Meeresbedeckung vor sich gegangen, und es gibt vielleicht keinen einzigen Teil der ganzen Erdoberfläche, der niemals wenigstens von einem feichteren Meer bedeckt gewesen wäre. Eine Landverbindung zwischen Europa und Amerika hat im Lauf der Jahrtausende, die das Alter unserer Erde zählt, sicher mehr als einmal bestanden. Dr. Scharff hat vor der Preussischen Akademie die Beweisgründe zusammengetragen, die für das jüngste Vorhandensein einer solchen Landverbindung zwischen den beiden Kontinenten sprechen. Diese Gründe können aus zwei völlig verschiedenen wissenschaftlichen Betrachtungen hergeleitet werden; einmal von der Untersuchung des Meeresbodens und zweitens von dem Studium der Tiere und Pflanzen in den Ländern, die bei einer solchen Verbindung zunächst in Frage kommen. Alle Tatsachen, die man zu diesem Zweck sammeln kann, führen zu der Annahme, daß vor der großen Eiszeit ein Land vorhanden war, das eine Verbindung zwischen Schottland, den Färöern und Island einerseits, mit Grönland und Labrador andererseits herstellte. Daraus verweist nicht nur die Gestaltung des Meeresbodens, sondern auch die Ähnlichkeit der Fauna und Flora dieser Gebiete, die durch eine an sich nicht unmögliche Wanderung der Lebewesen über den Ozean hinweg kaum hinreichend erklärt werden kann.

Meteorologisches.

Eis, Reif und Raufrost. Der Tau ist eine ganz allgemein bekannte Erscheinung. Er bildet sich besonders des Morgens, wenn sich die Erdoberfläche wegen ihrer nächtlichen Wärmeausstrahlung abgekühlt hat, so daß die aus dem feuchten Wärmeherdreich aufsteigenden wässrigen Ausdünstungen des Bodens sich nicht mehr in Dampfform erhalten können und sich an Steinen, Pflanzen und dergleichen in Form von kleinen Wassertropfen niederschlagen. Ist dabei die Temperatur der Luft unter den Eispunkt gesunken, so beobachten wir keinen Tau, sondern einen weißen Beschlag, den wir Reif heißen. Tau und Reif bilden sich besonders gern und reichlich an Pflanzen, weil diese viel Wasser ausdünsten. Eine Wiese verdunstet einen um das Mehrfache größeren Betrag an Wasser als eine gleich große Wasserfläche. Das kommt daher, weil die Halmchen, Stengel und Blätter der Pflanzen eine viel größere Oberfläche bieten als die glatte Wasseroberfläche eines Sees. Im allgemeinen ist das Wetter für die Tau- und Reifbildung günstig, das die nächtliche Wärmeausstrahlung des Bodens und damit seine Abkühlung erleichtert, so daß diese Erscheinungen namentlich bei klarem Wetter eintreten.

Eine ganz andere Entstehungsweise dagegen hat das Glatteis. Es tritt gewöhnlich bei einem Witterungsumschlage auf, indem wärmere, feuchte, gesättigte oder übersättigte Luft über kälteren Erdboden gelangt. Dann schlägt sich ein Teil des Wasserdampfes am kälteren Boden nieder und gefriert daran zu Eis, wenn die Bodentemperatur unter 0 Grad liegt. Namentlich beim Vorhandensein von Nebel kann, wenn heftiger Wind weht, sogenannter R a u f r e i f oder R a u h f r o s t eintreten. Er bildet sich nur, wenn die Temperatur des Erdbodens und der darauf befindlichen Gegenstände unter den Eispunkt gesunken ist. Dabei kann auch die Lufttemperatur unter Null sein. Die Nebeltropfen halten sich dann in der Luft im überkältesten Zustande noch flüssig, erstarren aber sofort zu Eis, wenn sie mit einem festen Gegenstande in Berührung kommen. Besonders charakteristisch ist der Raufrost beim Anwachsen an Baumstämme oder Telegraphenstangen. Er legt sich wie Eiszapfen daran fest, die aber nicht hängen, sondern wagrecht stehen. Da der Wind immer neue Flüssigkeitströpfchen hinzubringt, wachsen diese Raufreiszapfen dem Winde entgegen. Der bekannte Berliner Meteorologe Professor Hermann hat auf dem Broden des östlichen diese Raufreiszapfen beobachtet. Er fand, daß die Nebeltropfen bis zu 13 Grad Kälte sich überkältesten. In einem Falle wuchs der Raufreiszapfen innerhalb 24 Stunden zu über 1/2 Meter Länge an, und einige Telegraphenstangen waren bis zu 2,0 Meter Durchmesser von einer Raufreiszapfen bedeckt. An einem Telegraphendrahte wurden auf 1 Meter Länge 12 Kilogramm Eis beobachtet, das aus Raufreiszapfen stammte. In von Raufreiszapfen gesuchten Gegenden muß man daher frei ausgespannte Telegraphendrahte vermeiden und Kabel in den Erdboden verlegen.